



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Sittenbüchlein für die Jugend aus gesitteten Ständen**

**Campe, Joachim Heinrich**

**München, 1781**

III. Von den Pflichten der Geselligkeit.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48521](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48521)



Hier schwieg der Greis; und schweigend waren aller Gesichter gegen den herrlichen Mond gewandt, der nun in seiner ganzen Freundlichkeit am Himmel stand. Manche rührende Empfindung schwoll bey dieser stummen Betrachtung in Ehrenreichs und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten sie sich einander die Hände, und jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

### Drittes Abendgespräch.

#### Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreichs waren für alle so ergötzend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnen-Untergang, sich wieder bey der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

„Spielen!“ antworteten die Kinder, und sahen sich einander traurig an.

Nun, ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort; ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht etwas Merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folget mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einen gläsernen Bienenkorb ein-

ein-



eingefangen, in welchem man ihrer Geschäftigkeit zusehen konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen. Die einen kamen von den Blumen zurückgeflogen, und brachten ein Klümpchen Wachs mit, welches sie sich an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bey der Thüre ab, und brachten es hinein. Wiederum andere plätteten die kleinen Wachs Klümpchen, und noch andere machten alsdann kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an: und eine unter ihnen, die sie alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königin nennt, legte in einige Zellen Eyer, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren außer sich vor Freuden, da ihnen das alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache sey. Was meynet ihr, was daraus werden würde, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüftete, und wenn nicht jede ihr besonderes, angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen; nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich brauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wenn endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie sich keinen Borrath gesammelt hätten. Diesem allen wird durch ihre gesetzmäßige Einrichtung vorgebeugt; und ihr seht, wie  
wohl



wohl sie sich dabey befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohl gehen soll.

Während diesen Worten waren sie wieder bey ihrem vorigen Platze angekommen.

Aber, lieben Kinder, fuhr er fort, vieles, was ihr thun müßt, um glücklich zu leben, ist durch die öffentliche Gesetze nicht bestimmt worden. Ich habe euch schon gesagt, und ihr wißt es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst habt, daß ihr ohne Beyhülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnt. Bisweilen könnt ihr freylich wohl diese Hülfe erkaufen, wenn ihr euch z. E. einen Bedienten miethet, oder ein Kleid, oder sonst etwas von andern machen laßt: allein, meine lieben Söhne, wo wolltet ihr so viel Geld hernehmen, wenn ihr alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beitragen müssen, wenn es euch wohl gehen soll? Wenn jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet einem, der eben vorbeysiende, euch zu helfen: wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders herausziehen wollte, als für baare Bezahlung, und wenn ihr gerade kein Geld bey euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behülflich seyn, bis ihr ihnen dieses oder jenes versprächet? Nicht wahr, das würde ein verdrüßliches Leben geben, und ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, und wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aberorget nicht, Kinder. Eben so nöthig, als ihr die Hülfe und den Rath und die Freundschaft anderer Menschen braucht, eben



eben so sehr brauchen sie die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seyd, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seyd; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie dieses oder jenes anfangen müssen, um vergnügt zu werden; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seyd: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr thut.

Ihr müßt also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könnt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein Gruß, ein freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Dienstleistung ist oft schon hinreichend genug, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu verdienen. Ich habe einmal auf einem Spaziergange einen Knaben von ohngefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, glücklich errettet, und seinen Aeltern nach Hause gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem Kinde, dessen Vater ich kaum zweymal gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er gieng fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesündeste Essen, das er nur vermochte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem vier Meilen von hier entlegener Orte, und holte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt seyn, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebt, und

so



so viel ihr könnt, sorgt, daß ihnen wohl seyn möge. So oft ihr sehet, daß jemand eurer Hilfe bedürftig ist: so stellt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die ewige. Alsdann fragt euch selbst: was würde ich wohl von diesem Menschen erwarten, wenn er ich, und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobei ihr euch an die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könnt: habt ihr sie behalten?

Jakob, Gutwills ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

„Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, sich einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: warum sollen wir allein euch andern alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt. Die Hände sagten: warum sollten wir allein für euch andern alle arbeiten? schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht. Der Mund brummte: ich müßte wohl ein großer Narr seyn, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat. Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig auf der Wache stehen, und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibs, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr  
essen,



„essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, gerieth  
 „der ganze Körper binnen zween Tagen in einen so  
 „großen Verfall, daß alle Glieder zu welken, und  
 „nach und nach abzusterben anfiengen. Da erkannten  
 „sie ihre Thorheit, machten von neuem den Bund der  
 „gegenseitigen Dienstfertigkeit, und jedes einzelne  
 „Glied befand sich wohl dabey.“

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf die Wangen klopfte. Gewisse Leute, ihr Kinder, sind bloß aus Trägheit undienstfertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein abscheuliches Laster! Ich will euch sagen, worinn es besteht. Es gewisse thörichte und verwöhnte Menschen, welche mit dem, was sie haben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie unzufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es andern Leuten wohl, oder gar besser, als ihnen, geht. Wenn sie, zum Beyspiel, sehen, daß ein anderer ein besseres Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie von jemanden etwas Gutes rühmen hören, welches sie selbst nicht an sich haben: so werden sie immer mißvergnügt darüber. Dieses Mißvergnügen nun, welches ein solcher Mensch über das Glück eines andern empfindet, wird Neid genannt. Nun müßt ihr aber wissen, daß neidische Menschen überall gehaßt werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem andern wohl geht: so helfen sie andern ungern, und rathen ihnen selten; und deswegen hilft ihnen auch niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts, als Mißvergnügen. Wenn sie klug wären: so sollten sie sich über das Glück ihrer Nebenmenschen freuen; so würden diese sich auch wieder über ihr Glück freuen,



freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind; so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen dann auch so, wie es dem kleinen Peter Meidhard gieng, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmal erzählt habe; nicht?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort:

Peter Meidhard war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damals von meinen Aeltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche etwas besser gekleidet giengen, als er. Das verdross den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den andern ihre schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Dieß war der Anfang seines Meides. Hätte er damals in sich kehren, seinen Fehler erkennen, und sich bessern wollen: so wär es noch Zeit gewesen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm. Nach und nach fieng er an, seinen Schulkameraden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bey ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich gendthigt sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr; und der Verdruß über unser Vergnügen beschäftigte seine ganze Seele so sehr, daß er niemals recht Achtung gab, wenn wir etwas lernen sollten. Daher konnte er dann auch niemals so gut antworten, als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher

Campe Sittenb.

Ⓔ

Weise



Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursache zur Verdrißlichkeit! Kurz, das gieng von Tag zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas nütliches zu lernen, weil seine Seele ohne Unterlaß mit Mißvergnügen über unsern guten Fortgang umnebelt war. So verstrich nun seine ganze Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Dabey hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Unsäzigen, scheuete. Da er nun groß geworden, und das ganze Vermögen seines rechtschaffenen Vaters an ihm verwandt war: so sollte er sich examiniren lassen, um ein Amt zu erhalten, wovon er sich und seine armen Aeltern hätte erhalten können. Aber man fand, er habe so wenig gelernt, daß man kein Amt ihm anvertrauen könne. Er wurde also abgewiesen. Und da sahe er sich dann genöthiget, sein Lebelang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt herum zu treiben, und oft bey denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stöbren gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hättet ihr wohl an dieses Peter Neidhards Stelle seyn mögen? Doch, das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer will gern unglücklich seyn?

Vermeidet also das Laster des Neides; und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glücke eurer Nebenmenschen einen recht freudigen Antheil zu nehmen.

Am



Um es aber dahin zu bringen, müßt ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Stolz und Hochmuth frey bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß alles nur für ihn erschaffen sey, und er kann deswegen nicht leiden, daß es andern Menschen besser, als ihm, gehe. Meid und Hochmuth sind daher von je her miteinander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemals glücklich seyn. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er andere, welche eben dieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuem unzufrieden, daß er nicht der einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch am Verstande seyn müsse, erhellet auch daraus, daß er es recht eigentlich darauf anlegt, seiner Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt und über alle andere Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen jedermann stolz ist, und alle andere gegen sich verachtet: so verachten ihn deswegen alle andere wieder, und das kränkt ihn dann gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen andere: so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, denjenigen, der sie liebt und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben, und hoch zu schätzen, als sie geneigt sind, denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet.

Indem ich aber vom Hochmuth rede, so müßt ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht in Ehrliche damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern viel-



mehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kann.

Beide, sowohl der hochmüthige, als auch der ehrliebende Mensch kommen darinn überein, daß sie von andern geehrt zu seyn verlangen, und sich vor der Schande fürchten. Die Ehre aber besteht in der guten Meynung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben, so wie im Gegentheile die Schande in dem schlimmen Urtheile anderer über uns und unsere Aufführung besteht. Nun giebt es eine wahre und falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und falsche Schande giebt. Wenn nämlich das gute oder schlimme Urtheil, welches man über uns fällt, gegründet ist: so haben wir wahre Ehre oder wahre Schande; wenn dieses Urtheil hingegen nicht gegründet ist, das heißt, wenn wir es in der That nicht verdienen, daß man so gut oder so schlimm über uns urtheilet: so hat man uns falsche Ehre erzeigt, oder uns mit falscher Schande belegt.

Der erste Unterschied nun zwischen einem ehrliebenden und hochmüthigen Menschen besteht darinn, daß jener die gute Meynung anderer von ihm und seiner Aufführung durch wirklich gute Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sey mit Recht oder Unrecht, sie zu erzwingen sucht. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre; dem Hochmüthigen hingegen ist es blos darum zu thun, geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemals etwas unedles unternehmen, um sich hervorzuthun; diesem hingegen ist es gleich viel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß es von andern gerühmt



gerühmt werde. — Ein zweyter Unterschied zwischen beyden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kann, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben, die ihnen Lob erwerben; der Hochmüthige nicht. Denn ist jede gute Eigenschaft, die ein anderer besitzt, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen noch rasten, bis er die gute Meynung, welche andere von einem solchen Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kömmt es dann auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häßlichen Laster der Verläumdung und der Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich von einem den geringsten Fehler; so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an jemanden bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm allerley Fehler an, die er niemals hatte. Bemerken sie hingegen an einem etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden, oder wenn in ihrer Gegenwart davon gesprochen wird, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

D das müssen ja häßliche Menschen seyn, antworteten die Kinder.

Ja wohl, häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort; aber auch recht dumme Leute, so verschlagen sie in andern Stücken auch immer seyn mögen. Denn sie machen, daß jedermann sie verabscheuet, und daß keiner mit ihnen umgehen will; weil kein Mensch es gerne hat, wenn man übel von ihm spricht, und ihn verächtlich macht. Ein verläumderischer Mensch hat



daher keinen wahren Freund: und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute beyeinander sind, stellen sie sich, wer weiß wie freundschaftlich gegen einander, und reden alle nur von Abwesenden Böses; kaum sind sie aber auseinander gegangen, so lästert einer den andern so viel er immer kann. Das sind euch rechte Freunde; nicht wahr?

Gemeiniglich ist das Verlangen, für einen witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verläumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereyen über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen; und ist einem das erst einigemal gelungen: so wird die Begierde, andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zu Spöttereyen, und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von jemanden wißt: so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses: so nehmt euch seiner an, und vertheidiget oder entschuldigt ihn, so gut ihr könnt. Dieß wird euch bey allen Menschen beliebt machen; und alle werden dadurch geneigt werden, euch eben denselben Dienst zu erweisen, wenn von euch, in eurer Abwesenheit, auch einmal übel gesprochen wird.

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seyd versichert, daß die mehrsten Menschen sich so gegen euch verhalten werden.



werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürrisches und verdrüßliches Wesen uns bey jedermann verhaßt macht. Einem freundlichen, liebreichen Gesichte kann fast keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, denjenigen zu lieben, an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut zu seyn, der immer verdrüßlich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt seyn kann. Auch scheut man sich, ihm irgend einen Dienst zu erweisen: denn gemeiniglich dankt er einem mit einer so sauern Miene, daß man nie weiß, ob man es ihm auch recht gemacht habe. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen von andern Gefälligkeiten erwiesen. Denn eine freundliche Miene ist ja doch das wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorn geneigt. Sie werden nämlich bey der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz oder Mißverständnis war, sogleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen noch so viel zu Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserey, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Ich habe euch schon einige traurige Geschich-



ten davon erzählt, und könnte, wenns nöthig wäre, auch noch viele andere von Leuten erzählen, die im Zorn Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben mußten. Aber wenn auch dieß nicht zu besorgen wäre: so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemals einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

„Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beyden Männer, die sich da neulich auf der Straße prügelten, die waren recht zornig.“

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beyden unsinnigen Leute aussahen? Wie ihre Gesichter verzerrt waren, wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabey gewesen sey? Und sahe mans ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entseztlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhafteste Empfindung seyn.

Dazu kömmt noch dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen: so fliehet jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekante Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von denen man sich nichts Gutes versteht; und wenn sie dann einmal fremder Hülfe benöthiget sind: so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That, ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es giebt nämlich gewisse,



gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr böshafte Menschen, die gar keinen Fehler an andern, gar keine Beleidigung wieder vergeben können; und wenn derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermals eben so gefährliche, als unglückliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen, und aus Unwissenheit oder Ueber-eilung jemanden beleidigen können: so muß jeder sich fürchten, mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn man nur im geringsten mit ihm versteht: so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewinnt er dabey? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er andere dadurch abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen: so schreckt er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabey unvermuthet beleidigen könnten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich! Denn wie kann ein Mensch unglücklicher seyn, als wenn ihn niemand liebt, niemand mit ihm umgehen, niemand ihm helfen will, und wenn sich jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht bloß denjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemals gesehen haben,



so müssen wir ihm doch gut seyn, sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versuchs einmal, ob ihr einem gewissen Joseph gram seyn könnt, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jakob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen der jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil der unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdross nun die andern, und ihr Neid und ihre Bosheit giengen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worinn er verhungern sollte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeziehen sahe: so beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube herauszögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damals kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg in ein fremdes Land, und seine böshafte Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe. Dem armen Joseph gieng es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmal etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte: so verläumdete sie ihn bey ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in eben das Gefängniß hatte setzen lassen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freyen Füßen



Füßen war: so erinnerte er sich seiner bey einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann er ihn sehr lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über alles zu befehlen hatte. Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel: glücklicher Weise hatte Joseph es vorher gesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte.

In allen andern Gegenden war große Hungersnoth; auch da, wo der alte Jakob mit seinen Söhnen wohnte. Dieß bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jakobs angekommen: so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen: was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können. Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben: so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugesügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er ihnen zum Schein ein wenig Angst gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen; sagte statt aller Vorwürfe weiter nichts, als: ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht; umarmte sie darauf, als Brüder; ließ seinen  
alten



alten Vater dazu holen; beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande, wo sie an allem einen Ueberfluß hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu seyn? Und gleichwohl habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläufiger erzählen.

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchen Menschen viel Verdrüßlichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch ihre Schwatzhaftigkeit sich und andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Geschwätz entstehen allerhand Zänkeren und Feindschaften in den Häusern, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie jedermann; und diejenigen, denen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher gar nicht fehlen, daß er nicht auf eine oder die andere Weise sein Glück machen sollte. Ich muß euch doch ein Exempel davon erzählen, welches ich irgend einmal in einem Buche gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern regieren, welche Rathsherren hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bere-



bereden, und wenn da etwas vorkam, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerm Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papius, mit seinem Vater diese Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sey? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verbothen worden. Aber die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut sey, daß ein jeder Mann, statt einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken gerieten, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müßte seinen Fehler



Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiß gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war: aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften; so erlaubten sie doch dem jungen Papius, zu seiner nicht geringen Ehre dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen; und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

Ich habe euch diese Geschichte bloß deswegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es freulich gar nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie etwas zu wissen verlangte, welches sie nichts angieng, und welches ihrem Sohne zu sagen verbothen war. —

Hütet euch also, ihr lieben Kinder, etwas auszu-  
 zuplaudern, wovon ihr vermuthen könnt, daß man es  
 nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird  
 euch jedermann, als Verräther, fliehen, und ihr werdet  
 selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen  
 Busen ihr eure eigene Geheimnisse verwahren könnt.  
 Denn



Denn ein Verräther wird von jedermann gehaßt, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie sich selbst am meisten dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen.

Am allerdummmsten und am allerbösesten aber sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wohl noch gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie niemanden etwas Gutes zu erweisen im Stande sind: denn wollen sie nicht einmal dem etwas Gutes thun, der ihnen vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie es andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konnten? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich, denn wenn sie einmal gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen leistet: so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man immer kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen. Fragt z. E. einmal euch selbst, ob ihr wohl einen gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, zu eurem Freunde machen müchtet?

Dieser Inkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung, viel Geld zu gewinnen, gieng er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Dazumal wurde dieses Land größtentheils von Menschen bewohnt,



wohnt, welche man Wilde nennt, weil sie beynah, wie die Wilden Thiere in den Wäldern, lebten. Die Reise gieng ganz gut von statten; aber da sie nahe bey dem Lande angekommen waren, erhob sich ein entsetzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Steinfelsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde; ungewiß, ob der Hunger, oder die Wilden, ihn tödten würden.

Auf einmal hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sahe ihn da liegen, und stuzte. Anstatt aber, daß sie ihm etwas hätte zu Leide thun sollen, sahe sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möchte. Er that's. Sie führte ihn in eine kleine Hütte; sprach ihm durch Lächeln Muth ein; setzte ihm allerley Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm einen Wasserquell, aus dem er trinken konnte. Und dabey lieblosete sie ihn so zärtlich! Bewachte ihn so treu, und war für sein Wohlergehen so liebeich bekümmert!

Und so lebten sie nun einige Monate hindurch; und wurden einander immer lieber. Sie erfanden auch bald eine Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Variko (so hieß das gute wilde Mädchen)

oft



oft etwas von seiner Vaterstadt; wie es da ganz anders, als in ihrer Wildniß sey; wie man da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, setzte er dann hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen!

Das gute Kind weinete denn vor Freuden, und lief oft nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbeifahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eins, und kam eilends, ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdeß gelandet war, nahm beyde auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bey uns das Vieh, zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habfüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen würde, als er abgereiset sey. Das beunruhigte ihn sehr. Endlich gerieth er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Yarikó als Sklavinn zu verkaufen, um dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinete und flehte: nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus; erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarme dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebären soll! Und was antwortete der Bösewicht? „Hört ihrs?“ rief er dem Kaufmann, an den er sie verhandeln wollte, zu; „sie ist schwanger: also noch drey Pfund Sterling mehr!“ Der Kaufmann gab's, und der Unmensch gieng mit dem Gelde davon.

Campe Sittenb.

F

Hier



Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeitlang gar nicht reden; so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun, Kinder, möchtet ihr den Tufle wohl zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder; das mußte ja ein abscheulicher Mensch seyn: wer wollte damit etwas zu thun haben?

Ihr habt recht, fuhr Ehrenreich fort: eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit denen ihr leben müßet, euch wohl wollen und euch lieben; und das werden sie gewiß thun, wenn auch ihr ihnen zeigt, daß ihr sie liebt, und ihnen wohlzuthun bereit seyd.

Vornämlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu behalten, die mit euch unter einem Dache wohnen. Diese haben die meisten Gelegenheiten, euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Aeltern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebtet, und ihnen nicht gehorsam wäret: so könnten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn andere sehen sollten, daß ihr eure Aeltern nicht liebtet, die euch so viel Gutes gethan haben: so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten, und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denkt  
nur,